

Die einfachen Wohnbauten formen nicht nur die Stadt – sie sind auch Vorbilder des zukünftigen Bauens **SEITE 36**

Christian Baron erzählt in seinem Erstlingswerk aus dem Milieu der sozial Abgehängten **SEITE 38**



Es gab einmal eine Zeit, da bestand ein Telefon aus einem grauen oder schwarzen Gehäuse, hatte einen Hörer mit Kabel und eine Glocke.

KEYSTONE

Gott geht nicht mehr ans Telefon

Das Internet hiess einst Auskunft und wusste mit weiblicher Stimme fast alle Fragen zu beantworten. Von Alain Claude Sulzer

Eine allwissende Instanz hat Ähnlichkeit mit Gott. Von solcher Gottähnlichkeit war eine ehrwürdige Einrichtung, die einst «Auskunft» hiess. Sie hatte sogar eine Nummer: 111. Die Jüngeren werden kaum noch wissen, worum es sich dabei handelte, denn es gibt sie in der Schweiz seit geraumer Zeit nicht mehr. Schon als sie 2006 hierzulande eingestellt wurde, war sie bloss noch ein Relikt aus einer anderen Zeit; ein Restbestand, eine Erinnerung, ein Anachronismus, den niemand vermisse ausser vielleicht ein paar sehr alte Menschen.

Kein Mensch weint ihr eine Träne nach. Wer heute wissen will, wann die 111 aus dem Telefonbuch gestrichen wurde (das in gedruckter Form auch nicht mehr existiert, was so manche Druckerei in den Ruin trieb), kann nicht mehr dort anrufen, wo man früher auf alles eine Antwort erhielt. Heute genügt ein Blick ins Internet, um zu erfahren, was man wissen will.

Die Nummer 111 konnte sich jedes Kind gut merken. Sie war ein Türöffner in ein Gebäude, in dem das Wissen über Kleines und Grosses wohnte. Das war in jener grauen Vorzeit, als Männer zu jeder Tageszeit Krawatten und Witwen bis an ihr Lebensende Schwarz trugen und Telefone – manchmal in samtene Schonbezüge mit Goldborten gehüllt – an prominenter Stelle im Wohnzimmer standen, oft neben dem grossen Radioapparat.

Das war in jener Vorzeit, als das Wissen der Welt, die von Kommunikationsformen wie dem Internet bestenfalls träumte, noch in den Köpfen einzelner Gelehrter gespeichert war oder in Büchern, die in Privat- und Universitätsbibliotheken mehr oder weniger fleissig von denjenigen gelesen wurden, die sich bildeten. Und in den unsichtbaren Räumen der Auskunft eben, in denen zuvor-

kommende Angestellte der PTT («Post-, Telefon- und Telegrafienbetriebe») sass, um zu jeder Tages- und Nachtzeit noch auf die dümmste Frage, die man ihnen stellte, eine Antwort parat zu haben. Immer freundlich, immer kompetent, immer weiblich. Was man von ihnen sah, war nichts weiter als der Sitz ihrer Stimmen: ein schwarzes Gehäuse, eine Wählscheibe, eine Klingel (zwei Glöckchen), eine Gabel und ein Hörer mit zwei Muscheln, also wenig.

Wichtig war allein, was man hörte. Die Stimmen «am anderen Ende» liessen Männer phantasieren. Kein Wunder, dass sie bald – und bis heute – zum beliebten Personal von Trivialromanen («Menschen im Hotel»), Filmen («Fräulein vom Amt») und Netflix-Serien («Die Telefonistinnen»; vier Staffeln!) wurden, egal, ob sie lediglich Verbindungen herstellten oder Wissen vermittelten.

Die gesichtslosen Wesen

Ihre Unsichtbarkeit trug vermutlich viel zu ihrem Status bei: dem der gottähnlichen Allwissenheit. Da sie unsichtbar waren – darin glichen sie den Sprecherinnen und Sprechern bei Radio Bero-münster –, konnte oder musste man sich ihr Aussehen ausmalen. Anders als ihre an der Stimme wiedererkennbaren Geschwister vor den Mikrofonen der Radiostudios hatten sie keine Namen, sie waren austauschbar, ihre Stimmen waren höchstens aufgrund der verschiedenen Dialekte auseinanderzuhalten; wer am einen Tag angerufen und um eine Auskunft gebeten hatte, gelangte am nächsten Tag kaum je an die gleiche Stimme.

Niemand sagte am anderen Ende der Leitung, die noch keine Hotline war: «Hallo, ich bin XY, was darf ich für Sie tun?» Sie sagten nicht mehr als: «Aus-

kunft, Sie wünschen?» Sie waren so anonym und grosszügig wie die Quellen, aus denen sie ihre Kenntnisse schöpften und von denen wir ahnten, wie sie hies: Brockhaus und Duden, Bahnfahrplan und Flugverbindungen, Branchenverzeichnisse (für die, die auf der Suche nach einem Klempner, einem Arzt oder einem Elektriker waren), Zeitungen und Wetterberichte.

Selbst wer, wie ich, als Jugendlicher sein Taschengeld spätnachts beziehungsweise frühmorgens bei der Post verdiente – ich half, schwere Säcke voller Briefe in Eisenbahnwaggons zu verladen –, bekam sie nicht zu sehen; das Gebäude, in dem sie ihrer Arbeit nachgingen, war nicht Teil der grossen Bahnhofspost (in Basel), sondern stand im Stadtzentrum. Dort arbeiteten die immer verfügbaren, gesichts- und körperlosen Wesen und gaben uns pflichtschuldig zu verstehen, wie sehr sie um unser Wohlergehen bemüht waren. «Auskunft! Sie wünschen?» Ein militärischer Ton in warme Farben getaucht.

Zu den vorrangigen Aufgaben der Auskunft gehörte natürlich die Herausgabe von Telefonnummern. Kein Mensch besass die Telefonbücher sämtlicher Kantone, niemand verfügte über alle Schweizer Telefonnummern ausser der Auskunft. Wer in Bern, Basel oder Genf lebte, besass ein Berner, Basler oder Genfer Telefonbuch. Benötigte er die Nummer eines Zürcher Abonnenten, wählte er die 111, um sie zu erfragen.

Aber das war nur eine Seite der Auskunft, die praktische, die von einer ganz anderen in den Schatten gestellt wurde. Sie konnte nicht nur zu Rate gezogen werden, wenn es um Nummern, Namen und Adressen von Schweizer Anschlüssen ging, sie konnte – so jedenfalls wurde es uns erklärt – auch sonst nach allem gefragt werden. «Nach allem»

bedeutete: nach wirklich allem ausser natürlich allem Unanständigen, wonach sich Scherzkekse und «Perverse» natürlich auch erkundigten.

Es herrschte damals Konsens darüber, dass Institutionen (allen voraan staatliche) unfehlbar seien, dazu gehörte die Auskunft an vorderster Stelle. Folgerichtig lautete bei Meinungsverschiedenheiten am Familientisch ein oft ausgesprochener Satz: «Dann rufen wir eben die Auskunft an.» Wer nicht wusste, wann und wo Goethe geboren wurde, wie viele Sinfonien Beethoven geschrieben hatte oder ob man destilliertes Wasser trinken durfte oder nicht, jedoch kein Lexikon besass, in dem er es nachschlagen konnte, hatte hoffentlich einen Telefonanschluss.

Stritt man sich über Geschichts- und andere Daten, nahm die 111 die Rolle eines Schiedsrichters ein, den man zum Zeugen aufrufen konnte, wenn man sicher war, im Recht zu sein. Nachdem die Auskunft ihr Machtwort gesprochen hatte, was ein paar Minuten dauern konnte, gab es keine Möglichkeit, an eine höhere Instanz zu appellieren.

Natürlich glaubten höchstens Naivlinge und kleine Kinder, dass die Damen von der Auskunft wirklich alles wussten. Jedem war klar, dass auch sie die Weisheit nicht mit Löffeln gefressen hatten, sondern auf die bereits erwähnten Hilfsmittel zurückgreifen mussten. Ihre Ausbildung dauerte (Ende der 1960er Jahre) ein Jahr, wie mir eine heute erfolgreiche Schauspielerinnen erzählte, die damals ihr Studium damit finanzierte.

Das Diplom, das sie nach den abgelegten Prüfungen erhielt, sicherte sie für den Fall ab, dass es mit der Bühnenkarriere doch nichts werden würde; dann konnte sie immer noch auf den anständigen Beruf zurückgreifen, der ihr den Lebensunterhalt sicherte. Wie sie mir

schilderte, arbeiteten bei der Auskunft ausschliesslich Frauen in einem grossen Raum (tagsüber viele, während der Nachtschichten hingegen oft nur zwei); ältere weibliche Angestellte beaufsichtigten die jüngeren und eilten ihnen, wenn nötig, zu Hilfe.

Ein stiller Verlust

«Wenn nötig» hiess: Wenn sie nicht wussten, was sie antworten oder wo sie nachschlagen sollten. Sie hatten ein aufmerksames Auge (und Ohr) darauf, dass es zwischen Anrufern und Telefonistinnen nicht zu unzulässigen Gesprächen («Wie heissen Sie? Möchten Sie mit mir ausgehen?») oder gar zu Verabredungen nach Dienstschluss kam, wie es hin und wieder aber doch der Fall war.

Die Tatsache, dass wir heute schneller auf unendlich mehr Wissen zugreifen können als damals, ist eine Bereicherung von unschätzbarem Wert; sie infrage zu stellen oder zu relativieren, wäre wahrlich absurd. Dass unser aktives, ständig wachsendes und zu optimierendes Wissen nicht mehr von den jeweils aktuellen Ausgaben binnen kürzester Zeit überholter Konversationslexika abhängt, können wir gar nicht hoch genug veranschlagen.

Es gibt also nichts, was wir im Gedenken an die längst zu Grabe getragene Auskunft Nr. 111 zu betrauern oder zu bedauern hätten. Ausser vielleicht der Tatsache, dass es sich bei denjenigen, die unsere Fragen beantworteten, um atmende Wesen handelte und nicht um Suchmaschinen, die selbst dann nicht ins Stocken geraten, wenn man ihnen schwierige oder gar unanständige Fragen stellt.

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer lebt in Basel. Im letzten Sommer erschien sein Roman «Unhaltbare Zustände» beim Galiani-Verlag.